

Herwig Wolfram, Walter Pohl, Herwig Friesinger und Falko Daim (Hrsg.), Typen der Ethnogenese unter besonderer Berücksichtigung der Bayern. Veröffentlichungen der Kommission für Frühmittelalterforschung, Band 12 und 13. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1990. Band 12: 328 Seiten; Band 13: 358 Seiten.

1961 erschien das bahnbrechende Werk von R. WENSKUS "Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes", das Modelle zur Erklärung der Ethnogenese vorlegte, die seither vielfältig diskutiert und weiterentwickelt wurden (besonders von H. Wolfram in seinem Goten-Buch). Eine generelle, allgemeingültige Erklärung des Phänomens *Origo gentis* ist sicher nicht möglich; aber eine Zusammenschau der zahlreichen Bemühungen seit dem Erscheinen des Wenskus'schen Buches mit dem Ziel "einer vergleichenden Phänomenologie der Ethnogenese" (S. 7) ist hilfreich. Diesem Ziel diene eine Tagung der Kommission für Frühmittelalterforschung im Oktober 1986 im Stift Zwettl (Niederösterreich), deren Referate jetzt in zwei stattlichen Bänden vorliegen. Die Autoren – Historiker, Philologen und Archäologen aus Österreich, Deutschland (West und Ost), der CSSR, Polen, Ungarn, Jugoslawien, Griechenland, Frankreich und Großbritannien – garantieren für internationale und interdisziplinäre Ausrichtung.

Der erste Themenblock umfaßt 13 Beiträge zu den Typen der Ethnogenese, eröffnet mit H. WOLFRAMS "Einleitung oder Überlegungen zur *Origo gentis*" (S. 19–33). Er schildert zunächst die Vorgeschichte der Tagung, die als zweiten Schwerpunkt aus aktuellem Anlaß (Doppelausstellung zur Geschichte der Bayern in Mattsee und Rosenheim; der die Gemüter erregende 'Etymologenscherz' der Salzburger Herkunft der Bayern) die bayerische Ethnogenese aufnahm, und skizziert dann die literarische Gattung der *origo gentis* mit ihren zahlreichen Stereotypen und erörtert ihren hohen Aussagewert als 'gentile Memoria' – im Gegensatz zu "dem positivistischen Historiker, der nach der eigentlichen Herkunft eines Volkes fragt", dem "derartige Geschichtsklitterungen ein Greuel sein müssen" (S. 27). R. COLLINS untersucht "The Ethnogenesis of the Basques" (S. 35–44), ein schwieriges Unterfangen bei einer für das Frühmittelalter höchst kärglichen Quellenlage, was sowohl für schriftliche Aussagen wie für die Archäologie gilt. In behutsamer Weise, z. T. retrospektiv, interpretiert C. das geringe Material und kann für dieses Bergvolk oberhalb der ausgedehnten Großfamilien lediglich Talgemeinschaften als Gliederungen des Gesamtvolkes feststellen. Die ungeteilte Besitznachfolge nur jeweils eines Erben führte – in einem insgesamt ja wenig ergiebigen Land – zu dauerhafter Auswanderung überschüssiger Bevölkerung. Auf einen Sonderfall zielt M. ROUCHE, "Peut-on parler d'une ethnogénèse des Aquitains?" (S. 45–51). 'Aquitaniens' ist zunächst eine geographische und dann von der römischen Verwaltung administrativ gebrauchte Bezeichnung; die Bevölkerung wurde – in Betonung der Unabhängigkeit von den Franken – als 'Romani' bezeichnet. Erst nach Verlust der Unabhängigkeit haben die Franken von außen diese Menschen als Aquitaner benannt und das geographische Kriterium zu einem ethnischen gemacht. Rouche muß also die im Titel gestellte Frage verneinen und konstatieren: "ils sont un cas unique dans l'ethnogénèse des populations du Haut Moyen-Age. Au lieu de former un *Stamm* ils furent une *Kultur*" (S. 51).

I. WOOD behandelt "Ethnicity and the Ethnogenesis of the Burgundians" (S. 53–69). Besonders aus der Analyse der Rechtsquellen resultiert seine Ansicht, daß mit "Burgundern" nicht eine eigentlich ethnische Gruppe, sondern die nichtromanischen Einwohner des Reiches Gundobads und Sigismunds bezeichnet wurden. Neben dieser territorialen Definition wurden sie seit dem 7. Jh. zunehmend durch einen speziellen Rechtsbrauch – das Gottesurteil des Zweikampfs – charakterisiert. Ihre Benennung in der Geschichtsschreibung hängt von der jeweiligen Perspektive ab; die Burgunder "are defined not by blood, but by those who wrote about them" (S. 64).

Besonderheiten und Spezialentwicklungen wurden in der bisherigen Forschung für die Alemannen postuliert; dagegen versucht H. CASTRITIUS, "Von politischer Vielfalt zur Einheit. Zu den Ethnogenesen der Alemannen" (S. 71–84), den Stammesbildungsprozeß der Alemannen als keineswegs so untypisch zu erweisen. Den klassisch gewordenen Erstbeleg für den Alemannen-Namen bei Cassius Dio (im 77. Buch zum Jahre 213), dessen Werk ja nur in sehr späten Abrissen und Exzerpten überliefert ist, möchte er streichen; nach seiner ersten These ist den Römern der Alemannename frühestens Mitte des 3. Jhs. bekannt geworden. Bei dem Namen selbst handelt es sich nicht um einen neuen Namen für den neugeschaffenen Verband, sondern "um die Wiederbelebung bzw. Aufnahme eines uralten, kosmogonische und anthropogonische Vorstellungen enthaltenden und ausdrückenden Volksnamens, mit dem man für sich in Anspruch nahm, alle Menschen, die Menschheit insgesamt zu repräsentieren" (S. 77). Eine erste, um die Mitte des 3. Jhs. abgeschlossene Ethnogenese sei von den Römern rückgängig gemacht worden. In der zweiten Hälfte des 5. Jhs. kam es dann aufgrund der erfolgreichen alemannischen Expansion zu einer zweiten Ethnogenese; schließlich sei nach den Niederlagen gegen die Franken eine neuerliche Ethnogenese unter ostgotischem Vorzeichen erfolgt (unter König Theoderich). Castritius' klar und pointiert vorgebrachte Thesen dürften eine lebhafte Diskussion hervorrufen.

H. ROSENKRANZ stellt "Die Bedeutung von Namen- und Mundartkunde für die Klärung der Ethnogenese der Thüringer" heraus (S. 85–95). Anhand der auch mit 6 Karten veranschaulichten Verbreitung von Ortsnamentypen und Dialektformen und deren z. T. frappierender Übereinstimmung mit politisch-administrativen und kirchlichen Grenzen lassen sich sicher "Nachklänge alter Völkergrenzen aufspüren" (S. 84); für die eigentliche Frage der Ethnogenese sehe ich allerdings kaum Antworten gegeben. In präzisem Überblick skizziert J. JARNUT "Die langobardische Ethnogenese" (S. 97–102), die trotz der reichen Überlieferung bis heute höchst umstritten ist. Die zunächst mündlich tradierten, seit dem 7. Jh. schriftlich festgehaltenen Zeugnisse dürfen aber wohl als glaubwürdig angesehen werden. Die erste Ethnogenese beginnt in der 'Völkerscheide' Skandinavien und endet nach der Abwanderung eines Drittels der gens im Bardengau (Niederelbe); vier Jahrhunderte später kommt es zu einer zweiten Ethnogenese mit dem Totalabzug des Volkes. In

der zweiten Phase wird das Königtum zum entscheidenden Integrationsfaktor des Kriegervolkes, für dessen Zugehörigkeit die eigentlich ethnische Herkunft keine Rolle spielte. Jarnuts allgemeine Schlußfolgerung mit dem Abschied liebgeordener Vorstellungen der Romantik wird sicher Zustimmung finden: "Es war nicht die Natur, die in einem geheimnisvollen, uns von mythisch wabernden Nebeln verhüllten Schöpfungsakt Menschen in grauer Vorzeit zu einem von einem einheitlichen Geist besetzten Ganzen, eben dem Volk, zusammenschweißte. Völker entstanden vielmehr aus heterogenen Großgruppen, die in einem von Menschen errichteten komplexen, herrschaftlich bestimmten Organisationsgefüge zusammengefaßt waren [...]“ (S. 102).

Die Integration von Nicht-Griechen im frühmittelalterlichen Griechenland steht im Mittelpunkt der Überlegungen von J. KODER, "Byzanz, die Griechen und die Romaiosyne – eine 'Ethnogenese' der 'Römer'?" (S. 103–111). Die 'Gräzisierung', ein Prozeß mit den Stufen formale, religiöse und staatliche Einbindung – kulturelle und sprachliche Assimilation – ethnische Verschmelzung machte aus den Bürgern griechischer poleis 'römische' Griechen, dann christliche griechische 'Römer'; jeweils einwandernde bzw. erobernde Völker wurden dann ebenfalls zu griechisch sprechenden 'Römern' gemacht. Seit dem 7. Jh. entwickelte sich "mentalitätsmäßig ein enges Zusammengehörigkeitsgefühl der griechisch Sprechenden als der eigentlichen Römer" (S. 106). W. POHL untersucht "Verlaufsformen der Ethnogenese – Awaren und Bulgaren" (S. 113–124) und weist auf die großen Schwierigkeiten der Erforschung der Steppenvölker hin (Mangel an Origo-Überlieferungen, Verstreutheit der literarischen Nachrichten und von daher Zwang zur Interdisziplinarität). "Hier im Steppenraum vollziehen sich Stammbildung und Stammuntergang in einem viel rascheren Tempo", konstatierte schon Wenskus; für die Awaren und Bulgaren zeigt Pohl dies deutlich und warnt zurecht davor, die Vielzahl der überlieferten Namen als "Hirngespinnste der Chronisten" abzutun (S. 120). R. KATICIC, "Die Ethnogenesen in der Avaria" (S. 125–128), skizziert das Fortleben des Awaren-Namens nach deren Untergang und die Rolle der Slawen in dieser "Avaria", die er "als Strandgut aus dem Schiffbruch des Awarenreiches bezeichnen" möchte (S. 126). Der Slawenfrage gilt auch der Beitrag von N. BUDAČ, "Die südslawischen Ethnogenesen der östlichen Adriaküste im frühen Mittelalter" (S. 129–136), deren Einleitung er dem byzantinischen Kaisertum zuschreiben will. Aus einer Analyse des Constantinus Porphyrogenitus (1. Hälfte 10. Jh.) gewinnt er ein Bild der verschiedenen slawischen Gemeinschaften im Adriarum, das er auf einer Karte verdeutlicht; "jede solche Sklavnie wurde ein möglicher ethnogenetischer Kern" (S. 135).

A. BRACHER, "Der Reflexbogen als Beispiel gentiler Bewaffnung" (S. 137–146), überprüft die Behauptung des Ammianus Marcellinus, eine Gens erkenne man *ob mores et modum [...] vivendi, eandemque armaturam*, am Beispiel dieser aufwendig hergestellten und besonders schlagkräftigen Waffe. Sie war in der Tat ein Charakteristikum der östlichen Reiterkrieger und wurde als *Scythicus arcus* zum Begriff, der im Westen Furcht erweckte – metaphorisch bezeichnete man damit noch lange die Form der Küste des Schwarzen Meeres. F. LOSEK erhebt die berechtigte Forderung, daß der Ethnogenesen untersuchende Historiker auch die Frage nach der Benennung des Phänomens "Stamm/Stammesverband/Ethnos usw." in den Quellen beachten muß; beispielhaft analysiert er "Ethnische und politische Terminologie bei Jordanes und Einhard" (S. 147–152). Ob Einhard allerdings wirklich "im Gebrauch der ethnisch-politischen Termini innerhalb seiner *Vita Karoli Magni* durchaus systematisches Vorgehen" zeigt (S. 152), erscheint mir eher fraglich; zumindest aus so banalen Feststellungen wie "Die ersten fünf angeführten Stellen zeigen, daß Einhard, erwähnt er eine bestimmte *gens*, den Singular gebraucht. Spricht er dagegen verallgemeinernd, so verwendet er den Plural" (S. 151) oder der Vermischung so unterschiedlicher Belege wie *gens Merovingorum* und *gens Suaborum*, die "näher an der Grundbedeutung liegen" (S. 151), läßt sich das kaum zeigen.

Den zweiten Themenblock "Aspekte der bayerischen Ethnogenese" eröffnet W. STÖRMER, "Zum Prozeß sozialer Differenzierung bei den Bayern von der Lex Baiuvariorum bis zur Synode von Dingolfing" (S. 155–171). Der Vergleich der völlig unterschiedlichen sozialen Begriffssprache der Lex, die heute gerne auf die Zeit zwischen 728 und 745 datiert wird, und der Synode von Dingolfing (um 770) erweckt "den Eindruck, als ob innerhalb von nicht ganz 50 Jahren geradezu eine Revolutionierung der Gesellschaftsverhältnisse in Bayern stattgefunden habe" (S. 157): ein unwahrscheinlicher Befund, den Störmer – ein ausgewiesener Kenner der frühmittelalterlichen bayerischen Sozialgeschichte – mit zahlreichen Argumenten zu widerlegen versucht, womit er in der höchst kontroversen Entstehungsfrage der Lex für ein wesentlich höheres Alter zumindest verschiedener Textschichten plädiert. Wenn auch viele der angeschnittenen Probleme – was waren eigentlich genau die *genealogiae* der Lex, was die *servi principis* der Synode, was wurde

aus den nicht zum Adel aufsteigenden *liberi*? – nicht zuletzt mangels eindeutiger Quellenzeugnisse strittig bleiben, kann man der grundsätzlichen Feststellung des Verf. zustimmen, „daß die bayerischen Quellen des 8. Jahrhunderts eine pluriforme soziale Wirklichkeit zeigen, während die LB [= Lex Baiuvariorum] zumindest theoretisch bei der Zweigliederung frei-unfrei bleibt“ (S. 169).

K. BRUNNER, „Nachgrabungen – Sachkultur und Kontinuitätsfragen am Beispiel der bayerischen Quellen des Frühmittelalters“ (S. 173–180), bringt – ausgehend von Arbeos berühmter Beschreibung Bayerns – eine etwas unverbundene Blütenlese aus Quellenstellen zur Sachkultur, angereichert mit sehr allgemeinen, wenn nicht trivialen Feststellungen („Keine Ethnogenese findet im leeren Raum statt, die bayerische schon gar nicht“, S. 180); seinem Satz „Themen wie diese sind unerschöpflich, auch wenn sie keine Überraschungen bringen“ (S. 179), wird man gerne beipflichten. H. BERG gibt einen sehr gründlichen Überblick „Zur Organisation der bayerischen Kirche und zu den bayerischen Synoden des 8. Jahrhunderts“ (S. 181–197) mit neuen Vorschlägen zur ungesicherten Datierung der frühen Synoden (das sog. Concilium Baiuvaricum möchte er erst um 800 ansetzen). Wichtig ist sein Hinweis auf die viel zu wenig beachtete Bestimmung der Synode von Aschheim, die Forderung der Zehntleistung betreffend, die den Anschein erweckt, „daß die bayerische Kirche in der Entwicklung des Zehntrechts der fränkischen vorausging“ (S. 187). G. MAYER, „Neuerliche Anmerkungen zur Todeszeit des heiligen Emmeram und zur Kirchenpolitik Herzog Theodos“ (S. 199–215), verteidigt seine schon 1971 vorgebrachte These vom Tod Emmerams kurz vor 715 (entgegen der traditionellen Datierung auf 652) gegen die Einwände G. Diepolders und vermag dieses späte Datum mit m. E. einleuchtenden Argumenten mit den sonstigen Nachrichten über den Bischof Erhard von Regensburg und die Kirchenpolitik des Herzogs Theodo zu vereinbaren.

Von sprachwissenschaftlicher Seite bietet H. KRAHWINKLER „Beiträge zu Namen und Geschichte der bayerischen *genealogiae*“ (S. 217–234); er schlägt für drei der Namen neue, nicht germanische, sondern lateinisch-romanische bzw. vorrömische Etymologien vor: die *Fagana* als die ‚Buchen-Leute‘ (zu lat. *fagus*), die *Draozza* als die ‚Erlen-Leute‘ (zu dem vorrömischen ‚Alpenwort‘ *drausa* = Berg- oder Alpenerle), die *Huosi* als die ‚Eschen-Leute‘ (zur idg. Wurzel *os- = Esche); also drei Baumnamen, die in das Phänomen der verbreiteten Vegetationsmythen und des nicht seltenen Baumkultes passen würden. Zur Stützung seiner Hypothesen bringt der Verf. z. T. erstaunliche Befunde aus der Toponymie (so wird etwa der um 948/55 belegte Ortsname *Fagana* von Bitterauf mit der Gemeinde Buch am Buchrain identifiziert). Besonders nützlich ist die dem Aufsatz angehängte ausführliche Bibliographie. J. SPLETT, „Der Abrogans und das Einsetzen althochdeutscher Schriftlichkeit im 8. Jahrhundert“ (S. 235–241), sieht – im Gegensatz zur klassischen These Georg Baeseckes – im lateinischen Abrogans und seiner Verdeutschung ein „sekundäres Bibelglossar“ bayerischer Herkunft, das sich „nahtlos in die von den Iren und Angelsachsen auf dem Festland begründete Schriftkultur im Rahmen ihres kirchlich-missionarischen Wirkens“ einordnet (S. 240). H. TATZREITER, „Slawisch-deutsche Mischnamen im Donauraum von Ober- und Niederösterreich“ (S. 243–260), versucht eine Typologie dieser Hybridbildungen und zieht aus einer Verkartung der gesammelten Belege vorsichtige Schlüsse auf die ursprüngliche Ausdehnung slawischer Siedlungszonen und die Verteilung von Mehrheiten- und Minderheitendörfern. Den Abschluß des 1. Bandes bildet der Beitrag von P. WIESINGER, „Antikromanische Kontinuitäten im Donauraum von Ober- und Niederösterreich am Beispiel der Gewässer-, Berg- und Siedlungsnamen“ (S. 261–328). Einleitend gibt er einen nützlichen Überblick über den seit 1981 entbrannten Streit um die neue Bayern-Etymologie (erschlossene romanische Bezeichnung des Salzburggaus als *Pag(o)ivaro*), der inzwischen fast unerträglich polemische Züge angenommen hat. Ohne alle Einzelheiten zu überblicken, scheint mir Wiesingers sachliches Urteil überzeugend: „Trotz der gewissen Unsicherheit, die jeglicher zur Rekonstruktion gezwungenen Frühzeitforschung anhaftet, wird man den mit allgemein verbindlichen, abgesicherten linguistischen Methoden gewonnenen Erkenntnissen über Herkunft und Entwicklung von Namen jedoch mehr Gewicht beimessen, als Meinungen, die in polemischer Weise unter Verwerfung gegenstandsadäquater Methoden einzig das Ziel verfolgen, anders und neu zu sein, ohne deswegen bessere Einsichten zu liefern“ (S. 266). Dann untersucht der Verf. ausführlich die aus der Antike tradierten Toponyme aus Ober- und Niederösterreich; aus den Ergebnissen versucht er vorsichtige Rückschlüsse auf die Siedlungsgeschichte. Dabei „erweist sich die seit dem Frühmittelalter des 7./8. Jhs. bedeutsam werdende Grenze an der Enns auch als eine Kontinuitätsgrenze“ (S. 293). Die Frage schließlich, inwieweit deutsch gebildete, auf Romanen bezogene Namen als Zeugen romanischer Kontinuität im Frühmittelalter gelten können (hier geht es vorrangig um die ‚Walchen‘-Namen), muß nach Wiesinger eher skeptisch beantwortet werden; eindeutige Nachweise sind nur selten möglich.

Der 2. Band enthält im wesentlichen archäologische Untersuchungen. J. TEJRAL, "Archäologischer Beitrag zur Kenntnis der völkerwanderungszeitlichen Ethnostrukturen nördlich der Donau" (S. 9–87), stellt sich "die Frage nach den Entwicklungen nördlich der mittleren Donau, ihrer Diskontinuität und eventuell auch der Kontinuität während der Völkerwanderung" (S. 10) – eine Frage, zu deren Beantwortung man wegen der hier besonders kargen historischen Überlieferung vor allem auf archäologische Funde angewiesen ist. Der Verf. breitet dazu ein reiches Material aus, das mit zahlreichen Abbildungen und vier Fundkarten (mit genauen Fundlisten) vorgestellt wird. Er untersucht zunächst die Endphase der geschlossenen suebischen Besiedlung (Abbrechen der Brandnekropolen), unterscheidet daran anschließend drei "frühvölkerwanderungszeitliche Siedlungshorizonte" (Ende 4./Anfang 5. Jh. – Mitte 5. Jh. – Ende 5. Jh.) und versucht in behutsamer Weise, die Befunde mit den schriftlichen Quellensplintern zu verbinden. Z. B. in der vieldiskutierten Frage, ob man die ostgermanisch-donauländische Kultur vor 500 mit einem bestimmten Stammesnamen in Verbindung bringen kann, plädiert er für die Heruler: "Irgendwo hier konnte die schicksalhafte Schlacht zwischen den Herulern und Langobarden stattgefunden haben, die den schriftlichen Überlieferungen nach in jene Zeit fällt, von da ab sich die entscheidenden Veränderungen in der kulturellen Entwicklung Mährens feststellen lassen" (S. 43). Auch auf die Frage der ersten slawischen Einwanderungswellen fällt neues Licht.

Einen konkreten Einzelfall führt H. GEISLER, "Neue archäologische Quellen zur Frühgeschichte der Bayern: Spätantike und frühmittelalterliche Gräberfelder aus Straubing" (S. 89–100), vor. Die in den 80er Jahren völlig überraschend zutage gekommenen zusätzlichen Gräberfelder Arlbürg I/II und Bajuwarenstraße (letzteres bildet mit ca. 900 Bestattungen den bisher reichsten bajuwarischen Fundkomplex) erlauben schon jetzt – die Auswertung dauert an – wertvolle Rückschlüsse auf die Übergangsphase Spätantike – Frühmittelalter im Raum Straubing, der mit seinem sehr fruchtbaren Ackerland beste Voraussetzungen für eine rasche Bevölkerungsvermehrung wie auch Integration von Zuwanderern bot. "Die daraufhin erfolgende Siedlungsverdichtung und Erschließung, kenntlich an den Reihengräberfeldern des 6. und 7. Jhs., ließe sich dann mit einer gewissen Berechtigung als bayerische Landnahme bezeichnen" (S. 93). Dieser Einzelfall Straubing wird in einen größeren Zusammenhang eingeordnet bei TH. FISCHER, "Zur Archäologie des 5. Jahrhunderts in Ostbayern" (S. 101–122). Dem Verf. gelingt es, gerade für den Nur-Historiker (und Nicht-Archäologen) die methodischen Grundlagen eines 'Materialhorizonts' am Beispiel des Typs Friedenhai-Prešt'ovice darzulegen. Die vorgestellten neuen Ausgrabungen in Regensburg, Straubing, Künzing (wo die Aussagen der Vita Severini fast vollständig bestätigt wurden) und Passau (Batavis und Boiotro) haben "zwei verschiedene Möglichkeiten einer zumindest 'gebrochenen' Kontinuität der römischen Bevölkerung bis in das frühe Mittelalter ergeben" (S. 118). Die These, in den archäologisch im Fundhorizont Friedenhai-Prešt'ovice faßbaren Germanen böhmischer Herkunft die *Baiovarii*, die Männer aus Böhmen zu sehen, erscheint auch mir "nach wie vor nicht abwegig" (ebd.).

"Die Bayernfrage und kein Ende" könnte man den umfangreichen Überblick von M. MENKE, "150 Jahre Forschungsgeschichte zu den Anfängen des Bayernstammes" (S. 123–220) überschreiben. In sehr nützlicher Weise stellt er die kaum noch überschaubare Fülle der Beiträge von philologischer, historischer und archäologischer Seite vor – chronologisch gegliedert in vier Phasen. Dabei fällt der in jüngerer Zeit stetig zunehmende Ertrag archäologischer Forschung auf. Bei der notwendigerweise interdisziplinären Arbeit wird bis in die jüngste Forschung der Fehler der 'gemischten Argumentation' nicht immer vermieden. Daß aber bei allem Fortschritt manches Neuere nicht gar so neu ist, zeigt Menke an einzelnen Beispielen – so am Baiern-Artikel des neuen Hoops ("Nach über 130jähriger Forschungsarbeit ist die Philologie damit wieder an ihrem Ausgangspunkt angelangt", S. 192) oder an Wolframs Ethnogenese-Aufsatz von 1985 ("Diese im Jahre 1900 veröffentlichte Erkenntnis Müllenhoffs ist nahezu dieselbe, zu der 1985 Wolfram gelangt", S. 134).

J. HERRMANN, "Verterritorialisierung und Ethnogenese im mittleren Europa zwischen Völkerwanderungszeit und Mittelalter" (S. 221–233), möchte die Bayern-Ethnogenese in den mitteleuropäischen Vergleich einbeziehen und entwirft ein eher makroskopisches Gesamtbild bis zum Hochmittelalter, beruhend auf dem Modell der "verterritorialiserten Stämme". Der Spezialist für slawische Frühgeschichte vermittelt interessante neue Sichtweisen, wenn auch manche Diktionen die ideologische Gebundenheit des DDR-Historikers nicht ganz verleugnen (z. B. "Auflösung der Urgemeinde in der Epoche der militärischen Demokratie", S. 228, oder "So wurde die Sprachscheide zugleich zur Klassenscheide", S. 230). W. HAHN, "Die Fundmünzen des 5.–9. Jahrhunderts in Österreich und den unmittelbar angrenzenden Gebieten"

(S. 235–251), bietet einen mit Abbildungen angereicherten Katalog mit weiterführenden Literaturangaben. Aus der laufenden Arbeit an einem Katalog der münzdatierten awarenzeitlichen Gräber stellt E. GARAM, "Bemerkungen zum ältesten Fundmaterial der Awarenzeit" (S. 253–272), das Fundgut der ersten und zweiten Generation der im Karpatenbecken seit 567/68 sesshaften Awaren vor; die Kombination der 11 beigegebenen Verbreitungskarten läßt zwei größere Blöcke als die offenbar ältesten awarischen Stammesgebiete erkennen: "das Gebiet jenseits der Theiß, dicht entlang des Flusses [. . .] und das zwischen den heutigen Städten Sopron, Keszthely und Pécs liegende, annähernd dreieckige Gebiet Pannoniens" (S. 259). F. DAIM, "Der awarische Greif und die byzantinische Antike" (S. 273–303), behandelt das Lieblingsmotiv der Awaren in ihrer Spätzeit. Aus einem breiten Überblick über die Geschichte des Greifenmotivs in Antike und Frühmittelalter und der Kombination mit den konkreten Befunden auf awarischen Bronzeschnallen (mit 21 Abbildungen illustriert) kann der Verf. die Ansicht untermauern, "daß die Awaren den Greif und ähnliche Tiere als Folge der byzantinischen Anregung zu Dekorationszwecken heranzogen" (S. 292). Aus der Auswertung einer Datenbank mit fast der gesamten archäologischen Hinterlassenschaft aus awarischen Männergräbern (derzeit ca. 20 000 Objekte aus mehr als 30 000 Gräbern von über 1300 Fundstellen) stellt P. STADLER die "Verbreitung und Werkstätten der awarischen Hauptriemenbeschläge mit Greifendarstellung" vor (S. 305–350). 34 verschiedene Greifentypen (mit Abbildungen vorgestellt) und deren Verbreitung (auf 17 Karten verdeutlicht) ergeben verschiedene Verbreitungsmuster; die verfeinerte Typologie erlaubt es dem Verf., "im Awarenreich Werkstättenkreise auszusondern und damit die These N. Fettichs zu widerlegen, daß es nur eine zentrale, am Hof des Khagans gelegene Werkstatt gegeben habe" (S. 316).

Der schwierigen Aufgabe einer Zusammenfassung der Tagungsergebnisse stellt sich (oder auch nicht) H. FRÖHLICH, "Versuch einer Bilanz oder von der Unmöglichkeit einer Zusammenfassung" (S. 351–358). Er gesteht ehrlich ein, "nicht über eine Sachkenntnis [zu verfügen], deren Umfang und Tiefe für die Referate des Jahres 1986 eine bewertende Tour d'horizon zuließe" (S. 352) – bei der Fülle von Beiträgen aus unterschiedlichen Disziplinen sicher verständlich. Stattdessen verweist er auf H. WOLFRAM, Die Geburt Mitteleuropas (1987), die nach des Autors eigenen Worten ohne die Zwettler Symposien nicht geschrieben worden wäre, und auf zukünftige Aufgaben der ethnogenetischen Forschung (etwa Fragen des bayerischen Herzogsgeschlechts und der Langobarden nach 568). Natürlich bleiben viele Fragen offen; aber nach der Lektüre der 686 Seiten stellt man die beiden Bände in dem Bewußtsein zurück, viel, ja sehr viel gelernt zu haben, angeregt zu weiterem Nachdenken über eine der Grundfragen des Frühmittelalters.